Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 17. Januar — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Stimmen der Väter. Das altrömische Gemeindegebet — Darf ein Christ Zins nehmen? 3. Die Bibel — Eine kommunistische Evangelienschrift (Linton-Liebknecht, Josua Davidsohn). Schluß — Etwas vom Volkslied (Willatzen, Altisländische Volksballaden) — Aus der neueren Missionslitteratur. Erste Hälfte (Warneck und Grundemann) — Deutsche Romantik im Orient. Gedanken vom Saladinsfeste in Damaskus — Sind Liebesgaben würdige Einnahmen? — Welt und Zeit. Epigramme. Dritte Reihe — Verschiedenes: Am 18. Januar; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Stimmen der Väter

Das altrömische Gemeindegebet

Ein kostbares Kleinod aus dem fast ganz verschütteten Schatze der ältesten christlichen Liturgie ist uns durch ein ungefähr um das Jahr 100 abgefaßtes Schreiben der römischen Gemeinde an ihre Nachbargemeinde Korinth, den sogenannten ersten Brief des Klemens von Rom, erhalten worden. An diesen Brief, aus dem bereits früher einige Stellen mitgeteilt wurden (vgl. 1899, Nr. 28), ist das nachstehende Gebet angehängt und durch eine überleitende Wendung, an deren Stelle in der Uebersetzung frei erfundene Worte getreten sind, fest angeschlossen. Wir bitten, das Gebet laut zu lesen, wie es seiner Bestimmung entspricht, und dabei ebenso sehr die schöne Gliederung in dreimal drei Abschnitte wie den beziehungsreichen Inhalt — besonders fein ist das allerlei Wünsche verratende Gebet für die Herrscher — und den herzlichen, liebevollen, innig frommen Ton des Ganzen auf sich wirken zu lassen. H W

[Herr,] Schöpfer der Welt, [wir beten zu dir] durch deinen geliebten Sohn Jesum Christum, durch den du uns gerufen hast aus der Finsternis zum Licht, aus dem Dunkel der Unwissenheit zur Erkenntnis der Herrlichkeit deines Wesens, zur Hoffnung auf deinen Namen, der allem Geschaffnen das Leben gab. Du hast die Augen unsres Herzens geöffnet, auf daß wir erkennen, daß du allein der Höchste in Himmelshöhen bist, der Heilige, der im Himmelsheiligtum ruht! Du wirfst in den Staub den Uebermut der Stolzen, du machst zu Schanden die Anschläge der Heiden. Die Demütigen erhebst du hoch, und die Hoffärtigen beugst du zur Erde. Du machst reich und arm, du tötest und rufst ins Leben, du allein der Wohlthäter der Geister und Gott alles Fleisches. Du blickst hinab in die Tiefen des Abgrunds, du schaust die Thaten der Menschen, du Helfer der Bedrängten, du Retter der Verzweifelten, du Schöpfer und Erhalter alles Lebens. Du machst die Völker groß auf der Erde, und aus allen hast du dir Kinder erwählt, die dich lieben, durch Jesum Christum, deinen geliebten Sohn (Knecht), durch den du uns erzogen, geheiligt und mit Ehre gekrönt hast. Wir bitten dich, Herr, hilf uns, nimm dich unser gnädig an. Die Bedrängten rette, der Bedrückten erbarme dich, die Gefallenen richte auf, den Betenden erscheine zur Hilfe, die Kranken heile, die verirrten Kinder deines Volkes bringe auf den rechten Weg. Sättige die Hungernden, löse unsre Gefangenen, mache die Kranken gesund, tröste die Verzagten. Alle Völker sollen erkennen, daß du allein Gott bist und Jesus Christus dein Sohn (Knecht) und wir dein Volk und die Schafe deiner Herde.

Du hast das ewige Wesen der Welt durch die Wirkung der Kräfte kund gethan; du, Herr, hast die Erde geschaffen. Du bist treu gegen Kind und Kindeskind, gerecht in deinen Gerichten, wunderbar in Kraft und Hoheit, bei der Schöpfung voll Weisheit und in der Ordnung des Geschaffenen voll Einsicht, gütig gegen die sichtbare Welt (?) und gnädig denen, die auf dich vertrauen. Du bist milde und barmherzig: vergieb uns unsre Sünden und Verfehlungen, unsre Vergehen und Uebertretungen. Deinen Knechten und Mägden rechne ihre Sünden nicht zu, sondern mache uns rein durch deine Wahrheit und leite unsre Schritte auf den rechten Weg, daß wir in Herzensreinheit wandeln und thun, was gut und wohlgefällig ist vor dir und unsern Herrschern. Ja, Herr, lasse dein Angesicht über uns leuchten zum Guten im Frieden, daß wir durch deine starke Hand beschützt und durch deinen erhobenen Arm von aller Sünde gerettet werden. Rette uns vor denen, die uns ohne Grund hassen. Wie du gethan hast an unsern Vätern, wenn sie fromm zu dir riefen in Glauben und Wahrheit, so schenke Eintracht und Frieden uns und Allen, die auf der Erde wohnen, wenn wir gehorsam sind deinem allmächtigen, herrlichen Namen und unsern Herrschern und Fürsten auf Erden.

Du, Herr, hast ihnen die Regiernng des Reichs durch deine erhabene und unaussprechliche Macht verliehen, damit wir die Majestät und Ehre, die du ihnen gegeben hast, erkennen und durch Gehorsam achten. Wir beugen uns unter deinen Willen. Gieb ihnen, Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht und Wohlergehen, damit sie die Herrscherwürde, die du ihnen geschenkt hast, untadelhaft führen. Denn du, Herr des Himmels, König der Welten, giebst den Menschenkindern Herrlichkeit und Ehre und Macht auf Erden. Herr, lenke ihre Pläne auf das, was gut und dir wohlgefällig ist, damit sie in Frieden und Sanftmut die Macht, die sie von dir empfangen haben, gottesfürchtig ausüben und deine Gnade erlangen.

Der du allein die Kraft hast, solches zu vollbringen und uns gute Gaben über all unser Beten hinaus zu geben — dir bringen wir unser Gebet dar durch den Hohenpriester und Anwalt unsrer Seelen, Jesum Christum. Dein sei durch ihn die Herrlichkeit und Majestät jetzt und von Geschlecht zu Geschlecht und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Darf ein Christ Zins nehmen?

3. Die Bibel

Luther steht zu der Frage noch ungefähr so wie zwei Jahrtausende früher der fromme Israelit. Er kennt Leihen, vielmehr er will Leihen kennen — nur als Werk der Barmherzigkeit. Es ist ein Nächster in Not; man kann dieser Not abhelfen, indem man leiht; so soll man es thun ohne Zögern und Vorbehalt. „Wer Barmherzigkeit übt, leiht dem Nächsten," sagt Jesus Sirach (29,1). Und der andere größere Jesus: „Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will" (Matth. 5,42).

Der schlichte Bibelleser, der heute ohne Gewissensbisse seine Coupons abschneidet oder seine Hypothekenzinsen entgegennimmt, gleitet über die Bibelsprüche hinweg, in denen Luther die klare Bestätigung seines Zornes gegen alles Zinsnehmen fand. Und man darf ihm das nicht einmal verübeln. Was ihn vor Beunruhigung schützt, ist der veränderte Sprachgebrauch. Wo das einfache Zinsnehmen gemeint ist, steht in der Lutherbibel von Wucher und wuchern zu lesen — und so Etwas thut doch kein Bibelleser? 4, 5 Prozent das ist kein Wucher! Aber wir müssen eben wegen des veränderten Sprachgebrauchs heute anders übersetzen.

Hören wir, wie der Psalmist den Frommen schildert (man vergleiche überall die Lutherbibel):

Herr, wer wird wohnen in Deiner Hütte, wer wird bleiben auf Deinem heiligen Berge? . . . Wer sein Geld nicht um Zins giebt. . . . Wer das thut, der wird wohl bleiben. (Ps. 15,5)

Hesekiel, der Prophet, vergißt auch nicht diesen Zug, da er den Rechtschaffnen und den Gottlosen zeichnet. Jener ists, „der nicht auf Wucher leiht und keinen Zins nimmt“; dieser, „der auf Wucher ausleiht und Zins nimmt“ (18, 8. 13. 17) Die hebräische Sprache hat zwei Wörter für Zins; das eine davon ist wörtlich soviel wie „Biß,“ besagt also das, was abgebissen, abgezwackt wird!

So verbietet denn das Gesetz aller Zeiten in Israel das Leihen auf Zins — gegenüber dem „Nächsten“, d. i. dem Volksgenossen (auch dem Fremdlinge, der im Lande wohnt, also Gastfreundschaft genießt); aber dem Ausländer, dem Feinde gegenüber ist es gestattet.

2. Mose 22, 24: Wenn du Jemandem aus meinem Volke, einem Armen, der bei dir wohnt, Geld leihst, so behandle ihn nicht wie ein Wucherer; ihr sollt ihm keine Zinsen auferlegen.

5. Mose 23, 20 f.: Von deinem Volksgenossen darfst du keine Zinsen nehmen, weder für Geld noch für Speise oder für irgend etwas Andres, das man auf Zins leihen kann. Von dem Ausländer darfst du Zinsen nehmen, aber von deinem Volksgenossen darfst du keine nehmen, damit dich Jahve, dein Gott, in Allem segne . . .

3. Mose 25, 35 ff.: Wenn dein Bruder verarmt, daß er sich neben dir nicht halten kann, so sollst du ihn aufrechterhalten als Fremdling und Beisassen, daß er seinen Unterhalt neben dir habe. Du darfst nicht Zins und Wucher von ihm nehmen, sondern sollst dich fürchten vor deinem Gott, daß dein Bruder seinen Unterhalt neben dir habe. Du darfst ihm dein Geld nicht um Zins geben noch deine Nahrungsmittel um Wucher. Ich bin Jahve, euer Gott, der euch aus Aegypten weggeführt hat, um euch das Land Kanaan zu verleihen, um euer Gott zu sein.*)

Merkwürdigerweise ist in dieser ganzen Gesetzgebung auf die Uebertretung des Zinsverbots keine Strafe gesetzt; nur zur Rückerstattung des Zinses wurden die Zinsnehmer verurteilt. So war die Versuchung zum Zuwiderhandeln groß, zumal wenn man Gelegenheit hatte im Verkehr mit dem Ausländer hinter die Vorteile des Zinsnehmens zu kommen. Nicht-Zinsnehmen wurde eine religiöse Leistung des Gottesfürchtigen, der es mit dem Wandel in Gottes Wegen ernster nahm; minder zarte Gewissen kehrten sich nicht an das Verbot und trotzten dem Murren der Armut wie dem Zorn der Propheten.

Die soziale Wirkung des Zinsverbots war um so weniger durchschlagend, als dasselbe Gesetz Israels dem Gläubiger in einer anderen Hinsicht sehr zu Hilfe kam und Unbarmherzigkeit legalisierte. Der Leihende fand nämlich eine außerordentlich strenge Sicherung seines Besitzes im Pfandrecht. Wurde das Geliehene nicht zur bestimmten Zeit zurückgegeben, so durfte der Gläubiger den Schuldner vollständig auspfänden, ja wenn ihn das noch nicht schadlos hielt, den Schuldner selbst, auch seine Frau und seine Kinder, als Sklaven verkaufen oder in den eigenen Dienst nehmen. Nicht israelitisch dagegen war die Praxis, die uns aus Jesu Gleichnis vom Schalksknecht geläufig ist, daß nämlich der zahlungsunfähige Schuldner in den Turm geworfen ward: das ist römisches Recht, schon im Zwölftafelgesetz.

In Jesu Gleichniserzählungen kommen zweimal Fälle von Geldschuld vor. Erstens in der eben erwähnten Geschichte vom „Schalksknecht“ Matth. 18, 21 ff. Dort handelt es sich bei dem Schuldner des Königs, der nachher so unbarmherzig gegen seinen Schuldner ist, um ein gewaltiges Kapital: 10000 Talente, das sind 40 Millionen Mark! Der Knecht muß also ein großer Beamter, ein mächtiger Statthalter gewesen sein. Die Schuld des „Mitknechts“ an ihn betrug dagegen nur 100 Groschen = 75 Mark. Von Zinsen ist nicht ausdrücklich die Rede; es scheint, daß es sich um die Rückforderung der Kapitalien handelte; aber im ersten Falle könnten doch auch die Zinsen mitspielen, denn wer kann gleich ein solches Kapital zurückzahlen? Jedenfalls beweist das andere Gleichnis, daß Jesus das Zinsrecht kannte und in seinen Schilderungen aus dem Leben Zinsnehmen und -geben als ein alltägliches selbstverständliches Vorkommnis behandelte. Es ist das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden Matth. 25, 14 ff. = Luk. 19, 12 ff. Zwar was der erste und der zweite „Knecht“ geleistet haben, kommt nicht notwendig auf ein Geldgeschäft hinaus. Aber wenn der Herr zum dritten sagt, er hätte sein Anvertrautes sollen in der Bank arbeiten lassen, so setzt das geradezu einen Stand von, mit Luther zu reden, „Zinsherren“ voraus. Und gerade in diesem Zusammenhang fehlt die Verdoppelung des Gutes; nur Zins wird verlangt: „wenn ich gekommen wäre, hätte ichs zu mir genommen mit Zinsen.“ Das Vorkommen dieses Zuges beweist natürlich gar nichts für Jesu innere Stellung zur Sache; es beweist nur, daß er für die Geldwirtschaft, wie sie damals unter Heiden und Juden geübt wurde (seit den Perserkönigen besaß auch der Orient Münzen!), offene Augen hatte. Das Ziel der Parabel liegt in einer ganz andern Welt.

Zweimal redet Jesus vom Leihen ohne Gleichnis.*)

Das Wort in der Bergpredigt nach Matthäus erwähnten wir schon: „Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Es sagt über Zinsnehmen oder Nicht-Zinsnehmen keine Silbe. So scheint es unergiebig für unsre Frage, wie auch die längere Rede in der Lukasparallele (6, 34 ff):

Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wieder nehmen. Vielmehr liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, daß ihr Nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein, und werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen. Darum seid barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Man hat bestritten, daß diese Worte ein ausdrückliches Zinsverbot enthalten. Man flüchtet sich hinter die Thatsache, daß nicht vom Zinsnehmen die Rede ist, sondern vom Wiederbekommen und Wiederbegehren des Kapitals. Die Thatsache bestreite ich nicht. Jesus verlangt also von seinen Jüngern, daß sie es anders halten sollen als die Sünder, die, wenn sie leihen, die gleiche Summe zurückzuerhalten hoffen. Sie sollen leihen, indem sie auf ihr Kapital verzichten, keine Gegenleistung erwarten. Es versteht sich aber, daß diese größere Forderung die kleinere einschließt. Völlig uneigennütziges Leihen, nichts als Barmherzigkeit erwartet Jesus von den Seinen. Dem Notleidenden muß geholfen werden; will er borgen, so darf man sich von ihm nicht abwenden. Und zwar auch von dem notleidenden Feinde nicht! Das ist der springende Punkt in dieser Rede Jesu. Hierin liegt der große offensichtliche Fortschritt. Jene auf Zins und Kapital verzichtende Aushilfe ist nicht mehr an den „Bruder“, die Volks- und Gemeindegenossen gebunden, sie wird nach dem Vorgange des himmlischen Vaters auch dem Undankbaren und Boshaftigen zu gute kommen.

Eine am Buchstaben haftende Frömmigkeit möchte sich gern um den Ernst dieser Worte durch entlastende Bibelerklärung herumdrücken. Das geht nicht an. Das Neue Testament, näher die Bergpredigt, spricht zwar das Zinsverbot als solches nicht wörtlich aus, behandelt es aber als selbstverständlich, indem es Größeres fordert. So hat es auch die ganze alte Kirche verstanden. R

---

*) Uebersetzung nach Kautzsch (Textbibel).

*) Luk. 11, 5 ff. hat hier für uns kein Interesse.

Eine kommunistische Evangelienschrift

Die wahrhaftige Lebensgeschichte des Josua Davidsohn. Uebersetzt von Natalie Liebknecht, befürwortet von Wilhelm Liebknecht

5

Was will dies Buch? Es fängt an mit den Worten: Josua Davidsohn, der Sohn eines Dorfzimmermanns. Wir erinnern uns, daß „Jesus“ die griechische Form für den hebräisch-aramäischen Namen Joschuah ist, mit dem der Herr aufgewachsen ist. „Davids Sohn“ ist bekanntlich der weitverbreitete Name für den Christus-Messias. Der Blinde von Jericho hat einst den vorüberziehenden Rabbi von Nazareth mit den Worten angerufen: Josua Davidsohn, erbarme dich meiner!

Es genügt, einige Punkte besonders namhaft zu machen, um diese Geschichte eines englischen Arbeiters zu charakterisieren: Josua — Zimmermann — Provinziale — auffällige Fragen im Gotteshause an der Schwelle des Kindesalters — Verkehr mit notorischen Sündern — Isoliertheit — Bereitwilligkeit, auch mit den Vornehmen zu verhandeln — Feindschaft gegen den Pharisäismus — Tod von der Hand von Fanatikern. Die Parallele ist unverkennbar, mag man ihr einen Namen geben, wie man will.

Das Buch ist übrigens keine litterarische Neuigkeit. Es ist schon vor einem Menschenalter geschrieben. Unterdessen hat W. T. Stead den Ruf ausgehen lassen: If Christ came to London! und Sheldon die Frage mit moderner Dringlichkeit gestellt: What would Jesus do? Unsre Verfasserin fragt:

> Wie können wir ein Leben als göttlich verehren, dessen praktische Nachahmung eine sittliche Verirrung (moral blunder) und ein volkswirtschaftliches Vergehen ist? (S. 12)

Das, worauf es ihr ankommt, ist der Nachweis, daß wahres Christentum in unsrer Zeit logischer Weise zum Kommunismus, zur Gütergemeinschaft, zur class equalization führen müsse.

Die Sozialdemokratie rühmt sich gern ihrer klaren, nüchternen, durch Nichts beirrten Logik. Ob die sozialdemokratischen Leser wohl die grelle Inkosequenz herausmerken, die sich in dem Buche breit macht? Durch die peinlichsten Erfahrungen hindurch ringt sich Josua zu der Erkenntnis empor, daß es nicht darauf ankommt, Jesus zu kopieren, ihn „nachzuäffen“, sondern seinen Geist in sich aufzunehmen. Die einfachste Logik muß uns sagen, daß das Gleiche auch von dem ersten Jüngerkreise Jesu gelten muß. Es kann nicht darauf ankommen, Urchristliches nachzuäffen, sondern dem Geist wieder Bahn zu schaffen, der diese Gemeinschaften beherrschte. Diesen höchst einfachen logischen Schluß suchen wir in dem Buche vergebens. Ob Liebknecht wohl die Inkonsequenz gefühlt hat? Merken lassen hat er sich Nichts.

Daß die ersten Jerusalemer Christen sehr lebhaft von kommunistischen Gedanken bewegt wurden, steht geschichtlich fest. Wie sollten wir heutigen Christen dazu kommen, das zu leugnen? Sie haben in ihrem Kreise Gütergemeinschaft durchführen wollen. Jesus hatte mit seinen Jüngern gemeinsame Kasse gehabt. Diesen Zustand hat man wohl fortsetzen wollen. Wenn in unserm Buche Josua Davidsohn den Gegenstand hat behandeln wollen, daß Jesus Christus und die Apostel Kommunisten gewesen seien, so liegt in dem Thema ohne Zweifel ein Stück Wahrheit. Das Urchristentum ist kommunistisch gestimmt gewesen.

Aber Zweierlei wird von den Kommunisten verschwiegen, wenn sie sich auf diese Thatsache berufen. Erstens, daß die ganze erste Christenheit in der allergewissesten Erwartung lebte, daß ihr Herr in allernächster Zeit wiederkommen werde, um diesem ganzen Erdenzustand ein Ende zu machen. Daß dadurch eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen das Privateigentum und gegen die Wirklichkeit des Individuums mit seinem unausrottbaren Triebe zur Differenzierung entstehen konnte und entstehen mußte, ist nicht schwer zu begreifen. Der urchristliche Kommunismus war ein Provisorium, der sozialistische beansprucht Geltung, solange dieser Planet von Menschen bewohnt wird.

Allein wichtiger noch ist die Thatsache, daß die damalige Gütergemeinschaft in Jerusalem die dortige Gemeinde zum wirtschaftlichen Ruin geführt hat. Sie war durch dies Experiment so verarmt und in Not geraten, daß der Apostel Paulus in seinen Gemeinden in Griechenland und Kleinasien eine Kollekte hat sammeln müssen, um die so entstandene Not in Jerusalem einigermaßen zu lindern. Wer also heutzutage darauf hinweist, daß die ersten Christen Kommunisten gewesen seien, der soll doch ehrlich und wahrhaftig genug sein, auch hinzuzusetzen, daß der Kommunismus sogar in diesem engen Menschenkreise sich als undurchführbar herausgestellt hat. Das ist eine Thatsache, mit der sich auch ein Sozialist, wenn es ihm um die Wahrheit ernstlich zu thun ist, auseinanderzusetzen hat. Warum hat Liebknecht, der das Buch doch sonst mit Bemerkungen begleitet, davon Nichts gesagt? Reichte seine geschichtliche Bildung nicht so weit — oder war der Brei zu heiß?

Wer aus der Geschichte des urchristlichen Kommunismus — und der gehört doch auch der Wirtschafts- und Weltgeschichte an — Etwas gelernt hat, der muß die kommunistische Absicht des Buches ablehnen. Von der Christenpflicht, sich der Not der kämpfenden und leidenden Brüder helfend anzunehmen, ist er natürlich durch die Ablehnung dieser Theorie in seinem Gewissen schlechterdings nicht entbunden. Aber nachdem wir uns über den — von Seiten der englischen Verfasserin sicherlich ehrlichen — Irrtum des Buches klargeworden sind, ist es auch Pflicht und Bedürfnis, die erfreuliche Bedeutung dieser Lebensgeschichte hervorzuheben.

6

Erinnern wir uns: Josua Davidsohn hat kein andres Ziel, als Christus ähnlich zu werden, wenn nicht in äußern Dingen, so doch gewiß im Charakter. Das ist aber dasselbe Ziel, das ein Jeder haben muß, der überhaupt auf den Christennamen Anspruch macht. Wir mögen uns sonstwie nennen, wenn wir nicht dies Ideal mit Josua Davidsohn gemeinsam haben: Jesus Christus immer ähnlicher zu werden im Charakter. Das heißt aber: selbstlos werden. „Das Beste, das der Mensch für das Heil seiner Seele thun kann, ist, seinem Mitmenschen zu helfen“ — über ein solches Wort darf ein Christ nie zur Tagesordnung übergehen. Darum ist die Persönlichkeit Josuas so anziehend, weil sie so selbstlos ist. In solcher Selbstlosigkeit liegt nun einmal ja auch allein die Lösung des sozialen Problems. Mehr Selbstlosigkeit! — es klingt trivial. Wollte Gott, es wäre trivial! Und eine Bewegung, die in einer Gestalt wie Josua Davidsohn ernstlich und aufrichtig ihr Ideal sähe, die müßte eine Zukunft haben, so gewiß das Christentum eine Zukunft hat. Freilich auch nur unter der Bedingung, daß sie den Irrtum überwindet, den das junge Christentum einst unter Schmerzen überwunden hat, nämlich daß sich irgendwie in der Menschheit, selbst in einem so übersehbaren Kreise wie damals in Jerusalem, wirklich Gütergemeinschaft durchführen lasse.

Verrät unsre deutsche Sozialdemokratie, z. B. in ihrer Presse, daß ein solches Ideal der Selbstlosigkeit wie Josua Davidsohn, wirklich in ihr lebendig ist? — Man sucht es in der „gesinnungstüchtigen“ Presse vergebens.

7

Mit dem Hinweis auf die sittliche Triebkraft der religiösen Persönlichkeit eines Josua Davidsohn ist die Bedeutung des Buches noch nicht erschöpft, obwohl darin etwas Großes liegt. Denn Menschen, in denen das Gute mächtig ist und die in unsre Zeit oder gar in unsre Umgebung hineinragen, wirken oft unmittelbarer auf uns als das Bild Jesu, ohne den freilich auch in jenen das Gute keine Macht wäre. Das hat schon Luther gewußt. Es ist durchaus denkbar, daß für manchen entkirchlichten Arbeiter die Gestalt Josua Davidsohns eine Brücke zum Verständnis Jesu von Nazareth werden könnte, von dem Josua ausgesprochenermaßen nicht mehr als Alles hat, was an ihm gut und liebenswert und in wahrem Sinne — kräftig ist.

Aber in dieser Geschichte von Josua Davidsohn müssen wir auch einen ernsthaften Beitrag sehen zur Lösung der Frage, die heutzutage so Manchen ernstlich bewegt: ob das Christentum in dieser modernen Welt überhaupt noch durchführbar und möglich ist. In dem Helden unsres Buches haben wir einen modernen

Arbeiter, der durch böse Gerüchte und gute Gerüchte hindurch mit christlicher Gesinnung Ernst macht. Wenn er in seiner politischen Ueberzeugung irrt, so thut ers in Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit. — Aber daß er in der Vertretung seiner Ideale den Tod findet, beweist das nicht gegen die Möglichkeit des Christentums in der heutigen Welt? Es beweist, so viel ich sehe, nur, daß die große Menge der Durchschnittschristen garnicht ernstlich daran denkt, das Christentum und seine Gesinnung zu verwirklichen. Aber ist das unabänderlich? — Das ist hier die Frage! Diese Frage gehört vor die Thür der Einzelnen. Es ist aussichtslos, sie im Allgemeinen zu behandeln. Die Frage nach der Möglichkeit des Christentums ist theoretisch überhaupt nicht zu lösen. Sie ist nur in der Praxis und nur für das Individuum lösbar. Wir werden gut thun, bei der Behandlung dieser für Manchen geradezu lähmenden Frage die Richtlinien nicht außer Acht zu lassen, die Kant uns dafür gewiesen hat. So lange der Mensch nicht ins tiefe Wasser geht, muß für ihn die Möglichkeit des Schwimmenkönnens eine offene, vielleicht recht beängstigende Frage bleiben. — Uebrigens: Hat Galileis Schicksal gegen die Möglichkeit des modernen Weltbildes in der christlichen Welt bewiesen?

Zweierlei aber zeigt uns Josuas Geschichte: erstens, wie schwer das Christentum ist, wenn man es ernst nimmt. Zweitens: daß die beständige innere Fühlung mit Jesus Christus dem Leben einen Inhalt giebt, der sich selbst dem Atheisten als etwas unendlich Wertvolles aufdrängt.

Der Apostel Paulus sagt einmal (Phil. 1, 15), Etliche verkündigten Christum auch um Neides und Haders willen, aus Zank und nicht lauter, nur zum Vorwand. Das kann man unsrer Verfasserin nicht nachsagen. Wie weit es auf den Protektor der deutschen Ausgabe zutrifft, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Apostel sagt aber weiter: selbst wenn das geschieht, so will er sich doch darüber freuen, wenn nur Christus verkündigt wird. — Diese weitherzige Bereitwilligkeit zur Freude sollten wir von ihm lernen auch gegenüber einem Buche, wie dieses ist. Denn bewußt oder unbewußt weist es hin auf die Kräfte, die im Christusglauben liegen, der schon darum nicht veraltet sein kann, weil wir ihn offenbar in den Nöten unsrer Zeit so verzweifelt nötig haben.

8

Dieses Buch legt dem ehrlichen Leser die Frage von Neuem vor, ob wir denn eigentlich Christen sind. Die Verfasserin meint freilich, wenn wir es wären, müßten wir Kommunisten sein, während wir diese Schlußfolgerung aus Respekt vor dem Spruch der Geschichte und dem gesunden Menschenverstand, der bei jeder Erbteilung neue Nahrung bekommt, ablehnen müssen. Dennoch behält die Frage ihre volle Wucht. Sie bekommt aber deutliche Farbe erst durch das Wörtchen, das man zur Verdeutlichung einschieben will. Noch oder schon? Sollen wir fragen: sind wir noch Christen? — oder: sind wir schon Christen? Das ist ein Riesenunterschied, beinahe so groß wie zwischen Optimismus und Pessimismus. Man sieht, Flickwörter können zuweilen auch Etwas wiegen. Wir fassen die Frage so: sind wir schon Christen? — und antworten: wir hoffen es mit Gottes Hilfe noch zu werden.

Die kirchlichen Christen und die Pfarrer kommen in dem Buche schlecht weg. Das schadet Nichts, wenn wir uns dadurch das Gewissen schärfen lassen. Wir sollen bereit sein, uns die Wahrheit sagen zu lassen, ganz gleich, aus welcher Gegend sie kommt, damit wir aller Skepsis zum Trotz immer bessere Christen werden.

9

Damit könnten wir füglich schließen, wenn nicht die Liebknechtsche Bearbeitung des Buches noch einige Bemerkungen herausforderte. Liebknecht schreibt im Vorwort (IV f.):

> Meine Frau übersetzte das englische Original ins Deutsche, und ich brachte dann alle diejenigen Kürzungen und Aenderungen an, die mir für unser Publikum geboten schienen. Namentlich mußte der religiös-theologische Krimskrams, den bloß ein englischer Magen verdauen kann, teils gestrichen, teils auf ein erträgliches Maß reduziert werden.

Religiös-theologischer Krimskrams? Ich wurde neugierig, verschaffte mir das englische Original*) und verglich es mit der deutschen polierten Ausgabe. Der erste und durchgehende Eindruck ist der, daß die Ausdrucksweise in Liebknechtschen Händen um ein paar Grad kälter geworden ist. Wenn Liebknecht für „unser Herr" das objektivere „Christus" schreibt, so hat das wenig auf sich. Aber beinahe komisch ist es, wie er seine innere Kühle durch Gänsefüßchen ausdrückt. Worte wie: „Unser Herr und Meister", sogar das Wort „religiös" werden mit diesen Zeichen versehen, während sie im Original ganz unbefangen gebraucht werden. Doch das sind kaum bemerkbare Kleinigkeiten, die nur im Zusammenhange des Ganzen charakteristisch wirken. Wir wollen auch nicht davon reden, daß Liebknecht an einzelnen Stellen Text Text sein läßt und einfach sozialistische Tiraden einflicht, wie sie jedes sozialdemokratische Blättchen zu Dutzenden liefert. Uns interessiert hier vor allem der „religiöse Krimskrams". Man vergleiche z. B. Josuas Worte

im Original:	bei Liebknecht:
Es ist der Kommunismus. Freunde! die Lehre, die ich mir erwählt habe, ist der christliche Kommunismus — und mein Ziel wird sein das Leben nach Christi Vorbild im Dienste der Menschheit, ohne Unterschied der Person oder Gesittung. Der Mann Jesus ist mein Meister, und nach Seinem Vorbild will ich wandeln.	Es ist der Kommunismus. Freunde, das ist die Lehre, die ich für mich erwählt habe, und mein Bestreben wird sein, im Dienste der Wahrheit zu leben und, wenn es sein muß, zu sterben.

Bei der Schilderung der schon erwähnten „Abendschule" sagt die englische Verfasserin: er schloß mit einigen schlichten Gebetsworten und versuchte, seinen Zuhörern ein Gefühl der Nähe und Macht Gottes zu geben. — Das brauchen nach Liebknechts Meinung die deutschen Leser nicht zu wissen.

Nach dem Original stirbt der alte Taugenichts Joe Traill schließlich mit den Worten: „Gott, segne mich und vergieb mir!" Dieser Sterbeseufzer ist offenbar als eine stillgewachsene Segensfrucht der selbstlosen Barmherzigkeit Josuas gedacht. Dem deutschen Bearbeiter erschien das viel zu sentimental; er hat dies letzte Stoßgebet gestrichen.

Interessant ist auch folgende „Bearbeitung". Mary Prinsep hatte eigentlich nicht nach Paris kommen sollen. Sie hat aber die Trennung nicht ertragen und taucht plötzlich eines Tages in Paris auf:

Original:	Liebknecht:
Sie schien sich fast unmittelbar nach unsrer Abreise aufgemacht zu haben, obwohl sie über drei Wochen länger unterwegs gewesen war. Man darf nicht vergessen, daß sie nur ein unwissendes Mädchen war. Sie war noch nicht zu der Erkenntnis gekommen, daß Gehorsam sogar höher steht als Liebe, und daß sich Liebe am besten in Gehorsam zeigt.	Wie sich herausstellte, hatte sie sich bald nach uns aufgemacht und war länger als drei Wochen unterwegs gewesen. Man muß bedenken, daß sie ein ganz unwissendes Mädchen war und von Geographie keinen Begriff hatte.

„Von Geographie keine Ahnung" — kostbar! „Gehorsam" ist offenbar in einem für sozialistische Kreise bestimmten Buche eine höchst bedenkliche Vokabel.

Zum Schluß noch ein Beispiel. Mary Prinsep hat durch Josuas Bemühungen eine Stellung bekommen und nimmt von ihm Abschied.

Original:	Liebknecht:
„Gott sei mit dir, Schwester!" sagte er, und die Stimme versagte ihm ein wenig. „Und ich will das Gebet, das du mich gelehrt hast, regelmäßig am Morgen und am Abend sprechen, wenn ich nicht zu müde bin," sagte Mary einfach. „Willst du auch für mich beten?" „Das thue ich immer, mein Mädchen," sagte Josua, „und ich bin gewiß, Gott hört uns." „Dann wird er auch mich hören," sagte Mary, und ihr Gesicht leuchtete. . . .	Lebe wohl, Schwester! und seine Stimme zitterte ein wenig. Lebe wohl! ich werde dir keine Schande machen. Und sie eilte fort.

*) The True History of Joshua Davidson. Leipzig, Tauchnitz (Nr. 1337) 1873. 1,60 Mk. Die Verfasserin, die auf dem Titel nicht genannt wird, ist Mrs. Lynn Linton.

Auch der psychologisch interessante kurze Absatz, der hierauf folgt — er handelt davon, wie sich unbewußt Marys Gottesbegriff nach Josuas Bilde gestaltet hat — ist sorgsam wegpoliert worden. Doch genug. Was die Liebknechtsche Bearbeitung zu bedeuten hat, wird aus den angeführten Proben einigermaßen ersichtlich sein. Das englische Original ist bei weitem lesbarer, wärmer; trotz seiner Tendenz und manchem schiefen Urteil doch eine viel anregendere, erfreulichere Lektüre, als die deutsche Ausgabe, aus der Liebknecht so brav den „religiösen Krimskrams“ herausgebaggert hat.

Wäre die sozialistische Unterhaltungslitteratur durchweg auf der sittlichen Höhe des englischen Originals der Geschichte Josua Davidsohns, so könnte man sich darüber nur freuen. An sittlicher Reinheit ragt das Buch weit empor über so manches Buch, das in „gesinnungstüchtigen“ Kreisen anstandslos gelesen und empfohlen wird. Der kommunistische Irrtum hat kurze Beine; die wird er sich bei der wachsenden Intelligenz des Arbeiterstandes von selber ablaufen. Aber dafür wird in der Geschichte Josua Davidsohns dem Arbeiterstande ein Idealismus gezeigt, der zuletzt aus dem Evangelium stammt und beständig auf Jesus Christus zurückweist. Es wäre zu wünschen, daß das Buch in neuer, aber unverkürzter Gestalt dem deutschen Lesevolk zugänglich gemacht würde. Paul Jaeger

---

Etwas vom Volkslied

1

„Gewiß waren diese Melodien langsam und traurig in Molltönen, wie die Volksweisen aller Völker sind.“

Nicht nur die Volksweisen, auch die Volkslieder aller Völker sind traurig. Fast kann man sagen, je jugendlicher ein Volk ist, desto trauriger, melancholischer seine Lieder.

Das Volk ist der Hintergrund und Untergrund, der Boden sozusagen seiner großen Männer, seiner großen Persönlichkeiten. In ihnen erlangt es seine Erlösung. Es muß aber Etwas dasein zu erlösen. Wo ein Volk so arm wird an Tragik, an Schwerem, an Geheimnis, an Ernst, daß es keine Erlösung mehr braucht, da wird die Erlösung eine Fratze und das ganze Volksleben versumpft in Gassenhauern, Zoten und Witzen.

Von diesem Ernst scheint man aber mit Gewalt neuerdings loskommen zu wollen.

Wir haben nun lange gekämpft gegen die Sentimentalitäten des altersschwach gewordenen Pietismus, und nun fängt gar dieselbe Sentimentalität an zu meinen, wenn sie „frisch und fröhlich“ werde und sich „männlich“ nenne, so sei sie etwas Neues geworden.

Und so macht sich nun lächelnd, verbindlich und Hände schüttelnd eine allgemeine „christliche Jünglings“-Vergnüglichkeit mit Heda und Holla auf, und meint, wo die dunkelgefärbte Sentimentalität uns vom Heiligtum weggeekelt hat, da werde die hellgefärbte uns wieder heranschwemmen.

Als wenn der dunklere oder hellere Ton es machte!

Es machts das tiefe und starke Erfassen und Leben der inneren Wirklichkeiten.

Das zum Ersten.

Und zum Zweiten das Schweigen und Einschließenkönnen.

So wird eine Seele schwer und voll Segen und jedes Wort Offenbarung.

2

Wer unter uns seine Seele schwer und gesondert und „seine“ will werden lassen, wer ein Führender werden möchte, der soll seines Volkes Gaben in sich zusammenzufassen suchen, damit er an seinem Teile ein Stück der Erlösung seines Volkes werden könne.

Wieviel davon ihm gelingt, ist nicht seine, sondern Gottes Sache. Ein Jeder aber soll zunächst nichts Kleines wollen.

Wenn Jemand mich fragt, was er dazu thun könne, und näher — da er meine, daß eine Hauptform des geistigen Erlebens für uns nun doch einmal das Lesen ist — was er lesen solle, so fällt mir die Antwort nicht leicht.

Jedenfalls aber meine ich, es solle ein Jeder viel und oft sich eintauchen in jenen „traurigen“ Gesang, der aus seinem Volksleben herausklingt wie das Seufzen der Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes.

Und das soll er:

Erstlich, damit er je früher je besser Theologe zu sein aufhöre — was bei uns alle Frommen vorläufig noch sind —; damit er die Fragen seines Volkes erfühlen, ertasten, ermerken, erleben lerne. Mag sein, daß ein fremdes Volk ihn auf diese Fragen aufmerksam werden hieß, aber nun soll er erleben, wie etwa sein Volk diese Frage leben würde, leben könnte. So sollen die Fragen ihm aus litterarischen zu wirklichen Fragen werden.

Zweitens soll ein Jeder, der uns helfen will, oft und viel in jenen ernsten und traurigen Chorgesang eintauchen, damit er den Ernst, die Größe und die Wichtigkeit einer Erlösung aus all dem Druck verspüre, der über allem Wesen und Sein liegt.

Drittens aber soll er, diesen Chorgesang hörend, und in tiefer Einsamkeit hörend, ein Scheidegefühl dafür bekommen, was in unsern Zweifeln und Fragen Kunst- und Atelierzweifel ist, und was aus der Tiefe unsrer Seele ruft.

3

Die nordgermanischen Völker sind auch in ihrer ältesten Schöpfung nicht streng genommen Ahnen unsres geistigen Lebens. Dennoch — rein und gesondert, wie sie sich gehalten haben, und doch am Kulturleben vorsichtig teilnehmend, sodaß sie nicht abnorm genannt werden brauchen — stellen sie, zumal in ihren Volksliedern, einen geistigen Zustand dar, der den unsrer Vergangenheit ungetrübter spiegelt als unsre eigne Volkspoesie.

Man soll also einen tiefen Trunk aus diesen Quellen zu thun die Gelegenheit benutzen.

Ganz wundervolle Sammlungen nordischer Poesie hat in unübertrefflich schönen Uebersetzungen von Rosa Warrens Mitte der sechziger Jahre der Hamburger Verlag von Hoffmann und Campe geboten. Unsre Gebildeten zeigten eine derartige Armut an Verständnis, daß die Sachen an die Antiquariate verschleudert werden mußten, in denen aufmerksame Perlenfischer sie heute nach mehr als drei Jahrzehnten hie und da unter altem Gerümpel hervorziehen. Der Mißerfolg muß niederschlagend gewesen sein, denn die Firma ist so eingeschüchtert, daß sie Fragen nach den Büchern nicht einmal mehr beantwortet.

In der Güte der Uebersetzung an diese Bücher nicht heranreichend, aber doch auch ihrerseits gut und im fast ganzen Umfang des dargebotenen Materials von jenen Warrensschen Sammlungen verschieden ist die gleichzeitige Sammlung Willatzens „Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit“. Zweite Auflage. Bremen, Heinsius 1897. 4, geb. 5 Mk. Bedenkt man, daß die viel schöner übersetzten, auch in der Ausstattung viel vornehmeren Warrensschen Bücher eine zweite Auflage überhaupt nicht gefunden haben, so bleibt nur die Annahme übrig, daß die Gleichgiltigkeit des Verlags jene Bücher zu Grunde gerichtet hat. Hoffentlich bedeutet die neue Auflage der andern Sammlung, daß das Verständnis für diese Dinge im Wachsen ist.

Wer nun freilich meint, in jedem Liede gleich das Material für eine Dogmatik des nordgermanischen Christentums beisammen zu haben, irrt sich. Wer aber dankbar ist, wenn er ein Atmen und Hauchen der Vergangenheit spüren darf, der mag zugreifen. Ich will aber noch, um einen bestimmteren Eindruck zu erwecken und womöglich einladend werden zu lassen, einige Einzelheiten geben.

4

Die Hauptmasse der Volkslieder bei Willatzen, das zugleich, was dieser Sammlung durchaus eigentümlich ist, sind hundert Seiten faröische Tanzlieder. Ihr erster Sammler war ein Pastor. Die nordgermanischen Priester haben seit jenem uralten, dem die Sammlung der Eddalieder zugetraut wurde, weniger Heimathaß bewiesen als die unsern. Der dänische Pastor Lyngby nun also besuchte ums Jahr 1820 die Faröer. Er fand unter manchem Sonderbaren alte feierliche Tänze, zu denen nicht

gespielt, sondern gesungen wurde. Ein Vorsänger trug einen Vers vor und Alle sangen den Kehrreim, der nicht selten länger war als der Einzelvers. Es waren die alten Sigurdlieder, die durch die Jahrhunderte hindurch sich erhalten hatten. Sechshundertdreiundzwanzig Strophen in einem strengen und ernsten Stil. Ueber jedem Verse immer wieder schlug der volltönige Kehrreim wie mit starker Woge zusammen. Dazu ein feierlicher sehr einfacher Reigen, bei dem Männer und Weiber sich wechselsweis bei den Händen hielten und dreitaktmäßige Schritte vor- oder seitwärts thaten. Dabei suchte man durch Mienen und Geberden den Inhalt der Lieder auszudrücken. Dies machte die einförmigen Tänze so anziehend, daß Alt und Jung in den Reihen blieb, so lange es nur irgend anging. Ja so dezent und schwerflüssig waren die Tänze, daß bei den ernsten Einleitungsreigen auf Hochzeiten „früherhin die älteren Priester im Ornat mitzutanzen pflegten."

Es ist schade, daß die Verlagsbuchhandlung glaubte sparen zu müssen und deshalb den Kehrreim nur zu Anfang und Ende jedes Liedes oder Gesanges druckte. Andere als geschmackvolle Menschen werden solche Sammlungen doch nicht lesen; geschmackvolle Menschen aber sind nicht darauf aus, vor allem den Text schnell zu durchfliegen, sondern sie wiegen sich gern auf dem wundervollen Wechsel von fortschreitender Erzählung und zurückschlingendem Kehrreim und Chorreim.

Da ist es recht verdießlich, wenn man alle vier Zeilen zurückblättern muß. Mindestens auf jedem Blatt einmal sollte der Kehrreim zu finden sein.

Und nun ein Beispiel.

Ich wähle ein Lied, das mir besonders charakteristisch erscheint für die Art, wie im Norden Christentum und Göttersage zusammengingen. Es stammt von einem Flugblatt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Jeder erkennt leicht die Baldur- und Hödursage in der christlichen Kreuzigung wieder:

Dann führten sie Jesum die Gassen hindurch,
Zur Schau ihn stellend mit Hohne;
Dann huben sie auf beides, Distel und Dorn,
Machten ihm daraus eine Krone.

Dann führten sie Jesum zum Kreuze hin,
Sie peitschten ihn wund mit Ruten:
„Nun soll ich erleiden den harten Tod
Für die Bösen wie für die Guten!"

Dann hingen sie Jesum am Kreuze auf,
Annagelnd ihn ohn Erbarmen:
„Nun soll ich erleiden den harten Tod
Für die Reichen wie für die Armen!"

Drauf führten sie her den blinden Mann,
In die Hand ihm drückend den Spieß;
Daß das heilige Blut aussickerte,
In die Seit er Jesu ihn stieß.

Nun nahmen sie von dem heiligen Blut,
Strichens wohl auf die Augen des Blinden,
Da ward er wieder sehend und sah
In Qualen Jesum sich winden.

„Ach, Herre Gott, Gnade mir armem Mann
Für die schlimmste der Thaten!" so bat er.
„Nun muß ich in die Fremde hindann,
Von Mutter fort und Vater!

„Ach, Herre Gott, Gnade mir armem Mann
Für das, was ich begangen!
Nun muß ich in die Fremde hindann,
Von Freunden wie von Bekannten!"

Bonus

Aus der neueren Missionsliteratur

(Chinaschriften ausgeschlossen)

1

Das Verständnis für die Verpflichtung, den nichtchristlichen Völkern das Evangelium zu bringen, ist in der evangelischen Kirche bekanntlich sehr langsam durchgedrungen, und auch heute noch stehen weite Kreise der Mission fremd gegenüber. Aber das eigentlich kritische Stadium, in dem sie sich das Existenzrecht erkämpfen mußte, gehört der Vergangenheit an. Sie hat durch ihre Leistungen sich legitimiert und die Beweise wachsenden Vertrauens ermöglichen ihr Jahr für Jahr eine Erweiterung ihrer Thätigkeit. Die Thatsache, daß die evangelische Christenheit jetzt alljährlich etwa 60 Millionen Mark für Zwecke der Heidenmission flüssig macht, spricht für sich selbst und wird dadurch nicht abgeschwächt, daß dieser Betrag gerade nur die dringendsten laufenden Bedürfnisse deckt und das progressiv fortschreitende Werk in Zukunft noch erheblich größere Aufwendungen verlangen wird. Auch die Thatsache, daß zur Zeit an 6000 evangelische Christen als Berufsarbeiter der Mission thätig sind, führt eine beredte Sprache. Im Blick auf diese Sachlage ist es keine Uebertreibung zu sagen, daß der Protestantismus als ganzer jetzt für den Missionsgedanken gewonnen ist.

Von der theologischen Wissenschaft gilt das freilich noch nicht, denn sie hat kaum angefangen, ihre spröde Zurückhaltung aufzugeben. Und doch bedarf die Mission gerade von dieser Seite her kräftige Unterstützung, sie ist für sie geradezu unentbehrlich. Denn um gegenüber den heidnischen Religionen, den fremden Sitten und Lebensanschauungen, den andersartigen gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen eine feste Position zu gewinnen, genügen nicht Takt, praktischer Blick und seelsorgerliche Begabung, sondern es müssen prinzipielle Entscheidungen getroffen werden. Diese aber sind nur möglich auf Grund eindringender wissenschaftlicher Untersuchungen, an denen die heimatliche Theologie sich zu beteiligen die Pflicht hat. Von der großen Schwierigkeit mancher Probleme zeugt die Thatsache, daß z. B. in Bezug auf die Behandlung der Polygamie und des Kastenwesens bis auf den heutigen Tag unter den Missionsgesellschaften selbst keine Einigung erzielt ist. Und es bedarf keiner näheren Begründung, daß die Diskussion mit einem indischen Philosophen oder einem hochgebildeten Japaner auf Seiten des christlichen Colloquenten nicht nur lebendiges Christentum voraussetzt, sondern zugleich eine hohe theoretische Schulung und Vertrautheit mit den in dem einen oder andern Fall zu wählenden Fragestellungen. Hier eröffnen sich für die Theologie große und lockende Aufgaben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von der Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes auf die missionarischen Probleme selbst nicht zu unterschätzende Anregungen empfangen würde. Schon die dann eintretende engere Fühlung mit der Religionsgeschichte, von der ein protestantischer Theolog in Deutschland während seiner Studienzeit in der Regel wenig zu hören bekommt, wäre ein bedeutungsvoller Fortschritt. Die theologische Mitarbeit kann sich jetzt auch um so freier und freudiger bethätigen, seit in Missionskreisen die Erkenntnis durchgedrungen ist, daß das Missionsziel nicht in der Bekehrung Einzelner besteht, sondern in der Begründung von Volkskirchen mit der weiteren Perspektive einer Christianisierung der gesamten Gesellschaftsverhältnisse, also einer Neugründung des Volkslebens.

Für dieses Zusammenarbeiten von Theologie und Mission ist in Deutschland während der letzten Dezennien Niemand kräftiger eingetreten als Warneck, vor allem in seiner „Evangelischen Missionslehre". Dieses Werk, vielleicht die bedeutendste Leistung der neueren deutschen Missionslitteratur, ist durch das Erscheinen eines neuen Abschnittes — dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Zweite Hälfte: Die Missionsmittel. 279 Seiten. Gotha, Perthes 1900 (4 Mk.) — seinem Abschluß erheblich näher geführt worden. Von den früher publizierten Teilen sehen wir hier ab, da sie bereits in diesen Blättern gewürdigt worden sind, und beschränken uns darauf, aus dem vorliegenden Band einige wichtige Partien herauszu-

heben. Mit starkem Nachdruck betont Warneck, daß „nur das Wort" als Mittel zur Christianisierung zur Anwendung kommen darf, unter Ausschluß jeder Form von Gewalt und in scharfem Gegensatz zu jeder „Missionspolitik" (S. 14). Die Ausführungen dieses, von Warneck schon bei früheren Gelegenheiten betonten Gedankens haben ein unmittelbar aktuelles Interesse, ebenso wie die Erörterungen des Verhältnisses von Mission und Kultur (S. 18 ff.). Allgemeine Zustimmung wird finden, was er über die Wirkungen sagt, die von dem Leben der Missionare und der heidenchristlichen Gemeinden ausgehen, sie werden in der That neben der mündlichen Verkündigung des Wortes jederzeit die stärkste Werbekraft entfalten (S. 29 ff.). Als Illustrationen dieses verkündigten Wortes bezeichnet Warneck die besonderen Veranstaltungen zum Zweck der Beseitigung irdischen Elends. Die große Mannigfaltigkeit christlicher Liebesthätigkeit, wie sie durch die Notstände heidnischer Völker allenthalben angeregt wird, ist „indirektes Missionsmittel." Das gilt von den unmittelbaren Unterstützungen wie von der ärztlichen Mission, die endlich auch in Deutschland in ihrem hohen präparatorischen Wert erkannt zu werden beginnt.

In allen Ländern steht der Thätigkeit des Missionars im Wege, daß er eine andere Sprache redet als das Volk, dem er dienen will. Die Beseitigung dieser Schranke kann auf verschiedenem Wege erfolgen; und zwar entweder dadurch, daß der christliche Prediger die Landessprache sich aneignet, oder aber dadurch, daß er den Eingebornen seine eigne Sprache durch Schulunterricht zu übermitteln sucht. Es scheint, daß es nur eines kurzen Nachdenkens bedürfte, um den ersten Weg als den allein gangbaren zu erkennen, da der Kampf gegen die Muttersprache die Nationalität gefährdet und damit die Grundlage für den Bau der anzustrebenden Nationalkirche erschüttert. Aber nur inmitten der deutschen Missionsgesellschaften genießt diese Anschauung unbestrittene Geltung. Der Engländer empfindet anders. Warneck muß schreiben:

> Leider geht ein nicht geringer Bruchteil des englisch redenden Missionspersonals im Gebrauch des Englischen, namentlich in der Schule, so weit, daß man fast den Eindruck bekommt, als übersetzten sie den Missionsbefehl: Gehet hin und lehret englisch alle Völker.

In der beigefügten, gerade im Blick auf China jetzt interessanten Anmerkung heißt es:

> Namentlich von den Ladies, deren Zahl im letzten Jahrzehnt ganz unverhältnismäßig gewachsen ist, scheint nur ein kleiner Teil der Eingeborenensprachen sich zu bemächtigen. Es ist wohl nicht bloß das starke englische Selbstgefühl, das aller Welt zumutet, Englisch zu lernen; ein nicht geringer Prozentsatz englisch redender (männlicher und weiblicher) Missionare pflegt auch nur einige (5—6) Jahre im Missionsdienst zu bleiben und hat darum weder Zeit noch Lust, sich in die Eingeborenensprache einzuleben. (S. 51)

Dieser Mangel hat tiefer liegende Ursachen, über die Warneck mit großer Nüchternheit sich ausspricht:

> Das ist eine ungesunde Hypergeistlichkeit, die meint, das Gebet ersetze mangelnde missionarische Qualifikation und mache alle Verkehrtheiten des Missionsbetriebs gut. Wenn ganz ungebildete Männer oder Frauen, oft noch dazu ohne jede Vorbereitung, als Missionare ausgesandt werden, die z. B. nicht im Stande sind, die fremde Sprache zu lernen, so haben sie keine Verheißung, daß ihr und der sie Sendenden Gebet diese Mängel decke. Oder wenn offenbare Mißerfolge vorliegen, so genügt es nicht, zu mehr Gebet aufzufordern; es ist auch eine ernste Prüfung darüber nötig, ob man sich nicht etwa in den Betriebsmitteln vergriffen hat. (S. 5)

Wer die Bedeutung der Frage nach Art und Inhalt der evangelischen Predigt zu würdigen weiß, findet in dem Kapitel „die missionarische Predigt" eine eingehende Erörterung dieses Themas. Es wird manchem Leser, um nur eine Einzelheit hervorzuheben, neu sein, daß über die Zweckmäßigkeit der Straßenpredigt, speziell der Basarpredigt in Indien, auch unter den Missionaren selbst jetzt starke Bedenken bestehen. Die Reisepredigt, die unter dem Einfluß der zur Zeit in England und Amerika epidemischen Weltevangelisationstheorie eine ans Phantastische grenzende Ueberschätzung findet, erfährt eine Kritik, der wir rückhaltlos beistimmen können. Zu welchen Konsequenzen die in einem früheren Artikel dieses Blattes — 1900, 41, Sp. 974 — gepriesene Arbeitsmethode der China-Inland-Mission in der Praxis führt, zeigt Warneck (S. 82 Anm. 1) durch Hinweis auf einen Vorgang, der jeden Freund gesunder Missionsarbeit mit Beschämung erfüllen wird.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen des modernen Missionslebens gehört das mächtig aufblühende Schulwesen, dem auch von nicht-missionarischer Seite her reiche Anerkennung zu Teil wird. Schon jetzt ist die Zahl von 19000 Schulen mit 900000 Schülern erreicht. Auch heidnische Kinder werden zugelassen, und um die Religion, die selbstverständlich obligatorischer Unterrichtsgegenstand ist, als Mittelpunkt gliedert sich der Lehrstoff unserer Elementarschulen. In Indien, China und Japan umfaßt das missionarische Schulwesen auch höhere Bildungsanstalten. Auf dem ältesten und größten Arbeitsfeld der Mission, in Indien, sind diese am weitesten entwickelt; der Zensus von 1890 konstatierte den Bestand von 541 solchen höheren Schulen mit mehr als 55000 Schülern. Ob sie ihren Zweck erreichen? Der bahnbrechende Alexander Duff erhoffte von der Anlage wissenschaftlicher Anstalten auf christlicher Grundlage eine Erschütterung der altindischen Weltanschauung und eine Erschließung des Verständnisses für die christliche Weltanschauung. Es giebt Leute, die über den Erfolg dieser Bemühungen pessimistisch urteilen; Warneck gehört nicht zu ihnen. Freilich verkennt er die Gefahren nicht, daß das nach englischem Muster eingerichtete Prüfungswesen auch die Missionsschulen auf die gefährliche Bahn hindrängt, in dem mechanischen Einpauken von Wissensstoff ihre Aufgabe zu erblicken und die eigentliche christliche Erziehung darüber zu vernachlässigen; aber er sieht die Gefahr nicht als eine unüberwindliche an und hat alles Verständnis für die Notwendigkeit, daß die Mission sich der Bildung bemächtigt.

Eine andere Frucht der Einsicht, daß wir auch die Bildungsmittel unsrer Kultur in den Dienst der Mission zu stellen haben, ist die Missionslitteratur. Das Kapitel, in dem Warneck über sie unter der bezeichnenden Ueberschrift „das geschriebene Wort" handelt, ist vielleicht das für den Nichttheologen interessanteste dieses ganzen Bandes, denn es kommt hier eine ganze Reihe von missionsmethodischen Fragen ersten Ranges zur Sprache, deren Bedeutung auch ohne tiefere Spezialstudien ersichtlich ist. Ueber die Notwendigkeit, die Predigt durch litterarische Arbeiten zu ergänzen, besteht auf protestantischem Boden im Allgemeinen keine Meinungsverschiedenheit, denn keine Missionsgesellschaft verzichtet auf dieses Hilfsmittel. Aber der Wert dieser ganzen litterarischen Thätigkeit wird doch sehr verschieden geschätzt. Der Verfasser erinnert (S. 220) an das Urteil Max Müllers, der den Schlüssel des Verständnisses für die Entwicklung des Christentums eher in Alexandrien als in Jerusalem finden will und der Meinung ist, daß das Bekenntnis des Clemens Alexandrinus zum Christentum für den Siegeszug dieser Religion wichtiger geworden sei als selbst die Bekehrung des Paulus, da Clemens dem letzteren an Gelehrsamkeit und philosophischer Bildung überlegen war. Damit berührt sich in gewisser Beziehung die in England und Amerika verbreitete Ansicht, daß es darauf ankomme, möglichst große Massen von christlicher Litteratur, heilige Schrift und Traktate unter den Heiden zu verbreiten. In „statistischer Rhetorik" verkünden die Missionsberichte dieser Kreise nicht nur die Zahl der von ihnen ausgesandten Exemplare von Schriften, sondern die Summe der Seiten dieser Schriften. Diesen Extremen gegenüber begrenzt Warneck unter Benutzung der Erfahrungen der Missionsgeschichte Wesen und Aufgaben der Missionslitteratur. Er zeigt, wie diese letztere zunächst überhaupt nur für die asiatischen Kulturvölker in Frage kommt und zwar innerhalb derselben nur für die gebildeten Kreise, wie sich der Kreis der Leser noch weiter dadurch verengt, daß mit der Lesefähigkeit durchaus noch nicht ein entsprechendes Lesebedürfnis garantiert ist, und endlich wie selbst dort, wo ein solches vorhanden ist, nicht ohne weiteres die Reife vorausgesetzt werden kann, christliche Schriften zu verstehen. Aus der Verkennung dieser Sachlage erklärt es sich, daß der Erfolg der massenhaften Verbreitung von Bibeln durchaus nicht den daran geknüpften Erwartungen entsprochen hat. Die eingehende Würdigung der Schwierigkeiten von Bibelübersetzungen und die Aufstellung der dafür geltenden Grundsätze ist so gediegen und frei von aller „frommen Rhetorik", daß wir eine eingehende Beherzigung dieses Abschnittes jedem Missionar empfehlen möchten, der sich vor diese Riesenaufgabe

gestellt sieht oder gestellt glaubt. — Auf das Schlußkapitel über die Taufe gehen wir noch nicht ein, da für einige der hier berührten Fragen, wie für die Kindertaufe (S. 244) und die Trennung der Abendmahlsberechtigung von der Taufe (S. 277), zu deren Gunsten gerade bei der von Warneck empfohlenen knappen Bemessung des Katechumenats (S. 255) pädagogische Erwägungen geltend gemacht werden können, spätere ergänzende Erörterungen in dem Schlußband in Aussicht gestellt werden.

Wenige Missionsschriftsteller vertragen es, neben Warneck gestellt zu werden. Grundemanns Missions-Studien und Kritiken (Gütersloh, Bertelsmann. 1894 und 1898. 2,80 und 3,60 Mk.) haben aber die Anreihung an die Missionslehre nicht zu scheuen, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß sie sich vor dem größeren Publikum dadurch im Nachteil befinden, daß sie keine zusammenfassende und systematische Darstellung bieten, sondern eine Sammlung missionstheoretischer Einzeluntersuchungen. Der erste Band, der die wissenschaftlichen Erträge einer Missionsstudienreise nach Indien darbot und in scharfer Kritik die dort angestellten Beobachtungen verwertete, hat seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt und in manchen Missionskreisen peinlich gewirkt, geradezu beklemmend. Diese Aufnahme kann nicht überraschen, das Buch hat in der That etwas Alarmierendes. Aber die Kritik erhebt sich auf einer so eminenten Sachkenntnis und breiten Basis, und die litterarischen Leistungen Grundemanns sind so unbestreitbare, daß über die positiven Wirkungen des Buches wohl kaum ein ernstlicher Zweifel aufkommen kann. Ich erinnere an diese Episode, um aufs neue auf diesen ersten Band, der sich weit über unsere durchschnittliche Missionslitteratur erhebt, die Aufmerksamkeit hinzulenken, da er in hohem Maße dazu geeignet ist, den kritischen Blick zu schärfen, das Sehen zu lehren und zum Nachdenken anzuregen. Uebrigens schuldet uns Grundemann immer noch die angekündigte Darstellung der Kastenfrage (S. 51); wir bitten auch an dieser Stelle um Einlösung dieses Versprechens, mag immerhin das Thema ein sehr delikates sein.

Wir haben es hier aber mit der zweiten Reihe von Aufsätzen zu thun, die das heimatliche Missionswesen behandeln. Grundemann konstatiert in dem Abschnitt „Zur Physiologie in der Mission“ die bedenkliche Einseitigkeit, daß hinter dem Interesse für die eigentliche Missionsarbeit unter den heidnischen Völkern die Fürsorge für die Pflege des einheimischen Missionslebens zurückbleibt. Der Bericht über seine eignen erfolglosen Bemühungen auf der Brandenburgischen Provinzialsynode, diesem Uebelstande entgegenzutreten, werden auch für andere Teile Deutschlands von Interesse sein, da die Verhältnisse wohl anderwärts ähnlich liegen dürften. Ein anderes Kapitel beschäftigt sich mit dem in anderer Formulierung oft erörterten Thema, wie in unserm Volk eine elementare Missionskenntnis eingewurzelt werden kann. Der Verfasser urteilt auf Grund seiner langjährigen Beobachtungen sehr nüchtern über den Umfang dieser Kenntnis, auch bei Missionsfreunden, und er wird nicht Unrecht haben, wenn er aus dieser mangelnden Sachkenntnis die Verwendung jener zweifelhaften Anekdoten in Missionspredigten ableitet. Ueber die Abgrenzung des elementaren Missionswissens, worüber jeder Christ, nicht nur der Pfarrer, frei verfügen soll, würde Grundemann im Einzelnen wohl mit sich reden lassen. Jedenfalls hat er das Ziel richtig und eindrucksvoll fixiert. Auch in Bezug auf die von ihm vorgeschlagenen Wege dürften prinzipielle Bedenken nicht laut werden. Die von ihm hervorgehobene Bedeutung der Schule greife ich nur deshalb heraus, um bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß das bekannte Buch von Warneck: „Die Mission in der Schule“ (Gütersloh, Bertelsmann 1899. 2, geb. 2,50 Mk.) gegenwärtig in achter Auflage vorliegt. Von großer praktischer Tragweite ist das Urteil Grundemanns über die Missionsstunde. Sie will nicht mehr gedeihen, und das ist, wie Grundemann zeigt, keine zufällige Erscheinung, sondern die Folge davon, daß die Mission nicht mehr von den Konventikeln, sondern von den kirchlichen Gemeinden getragen wird. Daraus zieht er den Schluß, daß die Institution, die für die Begründung der evangelischen Mission in Deutschland einst Großes geleistet hat, jetzt dort, wo sie sich überlebt hat, nicht mehr künstlich gehalten werden soll, sondern ihren Ersatz in einem Missionarbericht zu finden hat, für den im Gottesdienst, wenn möglich im Hauptgottesdienst, eine Stelle gesucht werden muß. Wie auch immer die praktische Erprobung über die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags entscheiden wird, in jedem Fall ist die Formulierung des Problems unter verschiedenen Gesichtspunkten ein erfreuliches Symptom und sie wird ebenso wie die weitere Ausführung „über Missionsproben“ zu anregenden Diskussionen Anstoß geben. Die letzten Blätter des Buches füllen Aktenstücke „zur Mission unter den Muhamedanern“, die für die phantastische vor fünf Jahren im Kapland geplante Muhamedanermission Fabers geradezu vernichtend sind.

Carl Mirbt

Deutsche Romantik im Orient

Gedanken vom Saladinfeste in Damaskus

Wo ist das Sprichwort ‚Ex oriente lux‘ — aus dem Orient das Licht — geblieben? Wer nimmt heut das Licht aus dem dunkelen Osten? Oder soll man das Sprichwort jetzt gar elliptisch fassen und sagen: Ex oriente lux evasit — aus dem Orient entwich das Licht? Wahrlich, wenn wir Europäer das Licht nicht hüten, so wird der ganze Weltleib finster sein. — Solcherlei Gedanken kamen wohl dem unbefangenen und ernster sinnenden Teilnehmer an dem merkwürdigen Feste, das wir hier am 10. und 11. Dezember in Damaskus gefeiert haben. Unser Kaiser warf uns einen Strahl Romantik herüber über das Meer, als er das Saladinsgrab mit einem Bronzekranze schmücken ließ und dazu eine große Deputation von Offizieren des „Moltke“ hersandte. Es war für uns Damaszener Deutsche eine große Freude, die kräftigen Gestalten unsrer Seeleute zu sehen, wir waren stolz auf Deutschlands Weltmacht, welche solche Sendung ermöglichte, man darf hoffen, daß unsre Handelsbeziehungen noch besser werden als sie schon sind: aber der eigentliche Wert dieser Gesandtschaft liegt doch wo anders.

Hier in Damaskus war man zwar offiziell hochbegeistert in türkischen Kreisen, die deutsche Deputation wurde mit fürstlichen Ehren empfangen und der Wâli Kâsim Pascha, dieser merkwürdige Mann mit seinem gütigen Auge und seiner warmen Herzenshöflichkeit, einem stillen, tiefen Meere vergleichbar, das doch schaurige Abgründe verbirgt, that den Gästen Alles zuliebe, was in seiner Macht stand — aber im Geheimen hat sich doch wohl Mancher gewundert und den Kopf geschüttelt. Weshalb ein solches Geschenk? Weshalb nicht lieber eine Gabe in klingender Münze zum Besten der Moschee, der Mekkabahn oder auch zum Bau von Straßen und Palästen? Was will der christliche Herrscher von dem Muslimensultan? Laß ruhn, laß ruhn die Toten! Die Lebenden haben Recht und verlangen den Löwenanteil.

Sonderbare Schwärmer, diese Deutschen! Es kommen ja auch Kaufleute, die hier Handel treiben und Geld verdienen wollen, das verstehen wir und billigen wir, wenngleich eine Gefahr für den Bestand unserer alten Sitten darin liegt — nun, wir werden uns im Notfalle zu schützen wissen und ein kleines Blutbad anrichten. Aber was wollen die Anderen, die sich in solchen Mengen wie von keiner anderen Nation neuerdings hier herumtreiben? Was hat es für einen vernünftigen Sinn, in den flohreichen Hauran, in das öde Jemen zu reisen, wohin man doch sonst nur Verbannte schickt? Weshalb wirft man das Geld auf die Straße, um in Palmyra zu wühlen, die Ruinen von Baalbek aufzureißen, in Klöstern, Synagogen und Moscheen nach vergilbten Handschriften zu suchen? Was soll der Kram? — Oder stecken dahinter doch nur politische Gedanken wie bei den Schulen bauenden Russen? Sind alle diese harmlosen Wanderer und Wunderlinge im Grunde doch verkappte Spione, die das Land erkunden und auf eine Invasion vorbereiten sollen? — In diese Gedankengänge hinein gehört die Sendung des kaiserlichen Geschenks! Ists Politik oder Schwärmerei? Ists Arglist oder Laune? Wer löst das Rätsel?

Wir glauben, daß unsern Kaiser wirklich jener romantische Zug getrieben hat, der ihn einst zu seiner Reise hierher begeisterte und ihn hier empfinden ließ, was Wenige nur nachfühlen. Wir glauben, daß keine Hintergedanken dabei sind, sondern wirklich die Ehrfurcht vor einem mindestens in der verklärenden Sage großen und herrlichen Helden zu diesem Geschenke den Anlaß gab. Und darüber freuen wir uns. Aber gerade dann wird das Rätsel dem Orientalen völlig unlöslich und jene Sendung ganz unbegreiflich.

Eben in diesem Sichwundern liegt aber meiner Meinung nach der sittliche Wert. Also giebt es da draußen im fernen Europa wirklich Menschen, die nicht nur nach Geld und Macht aus sind, Menschen, die noch Anderes wissen, als den Nächsten auszubeuten und ihn zu unterdrücken, wenn er ihnen im Wege steht! Giebt es auch Christen, die nicht den Islam nur verfluchen und seine Helden in den Staub ziehen, während sie selber in ihrer Religion nur heucheln und im Leben frech, falsch und feige sind? Man kann also Christ sein und doch einen Saladin verehren? Man kann ein stolzer Kaiser sein und doch seine Knie beugen vor einem Toten? Wunderlich! — Möchte man sich noch viel über uns Deutsche wundern, daß wirs anders machen als Andere, daß wir edler, selbstloser und aufopfernder seien! Möchte man bei uns nie aufhören, Güter zu kennen und zu pflegen, die nicht in Mark und Pfennige umzurechnen sind, als da sind Ehrfurcht vor allem Hohen in Gegenwart und Vergangenheit, Treue, Glaube, Liebe und Hoffnung! Das ist wahre Romantik, welche über den Schein dieser Wirklichkeit sich hinaushebt in die Welt des Idealen und bedingungslos sich da unterwirft und anerkennt, wo man Hohes und Edles geschaut hat. Solche deutsche Romantik thut dem armen und poesielosen Oriente not, und wenn das Abendland dies vor alten Zeiten von hier empfangene Licht im neuen Jahrhundert in kräftigeren Strahlen zurückwirft als bisher, so wird es der Welt einen Dienst erweisen, der nie vergessen werden kann. Bruno Violet

---

Sind Liebesgaben würdige Einnahmen?

Gestern nahm ich Veranlassung, folgenden Brief an einen gesellschaftlich mir nahestehenden Herrn meiner Gemeinde zu schreiben, der mir für eine Haustaufe statt der von der Kirchenkasse liquidierten 9 Mark ein Zwanzigmarkstück gesandt hatte:

S. g. H. N.! Da wir Geistlichen seit dem 1. April d. J. durch das neue Besoldungsgesetz auf ein festes Gehalt einschließlich der früher als Stolgebühren uns zufließenden Nebeneinnahmen gestellt sind, so ist es mein — persönlicher — Grundsatz, mit diesem ersehnten Zustande wirklich Ernst zu machen und für Amtshandlungen auch besondere Vergütungen nicht mehr entgegenzunehmen. Ich vertraue, daß dadurch die Beziehungen zwischen Geistlichem und Gemeindeglied nicht gelockert, wohl aber gebessert werden und möchte natürlich die Opferwilligkeit, wo es noch Sitte ist, auf diese Weise bei besondern Anlaß seiner Freude und seinem Dank Ausdruck zu geben, nicht einschränken, sondern ihr nur eine andere Adresse geben.

Ich bitte Sie daher, mir die überzahlten 11 Mark zu einem kirchlichen Zweck, der Ihnen besonders am Herzen liegt, etwa für die Gustav-Adolf-Sache, überweisen zu wollen und nehme event. Ihr Schweigen als Zusage mit Dank an.

Mit besonderer Hochachtung &c. N. N., Prediger.

Warum habe ich denn jenen Wunsch und Grundsatz?

Ich hatte ihn eigentlich schon, bevor das Gesetz kam; ich scheute mich aber, ihn zu bekennen und danach zu handeln um der Amtsbrüder willen. —

Schon das Einziehen der Stolgebühren für die eigne Person, besonders aber das Entgegennehmen von „Liebesgaben“ erscheint mir nicht mehr zeitgemäß für den geistlichen Beruf; es führt zu Mißhelligkeiten zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde, sowie zwischen den Geistlichen selber — man denke nur an die Verhältnisse in großen Städten —; es schädigt das Ansehen der Kirche bei Gebildeten wie Ungebildeten und bildet einen willkommenen Anlaß des Spottes für alle die, welche aus andern Gründen unkirchlich sind.

Wir brauchten uns um diesen Spott nicht zu kümmern, wenn nicht ein gut Teil Wahrheit ihm zu Grunde läge.

Vor einiger Zeit erschien in dem Lokalblättchen unserer Stadt ein Artikel mit der Ueberschrift: „Trinkgelder“. Darin war zunächst im Allgemeinen über die leidige Sitte der Trinkgelder gewitzelt; dann aber richtete sich die Spitze versteckt und doch sehr deutlich gegen die Kirche. Leider versuchte in der nächsten Nummer ein Amtsbruder eine Entgegnung, in welcher er den Ausdruck Trinkgeld für eine dem Geistlichen zugewandte Entschädigung entrüstet zurückwies, ihre Berechtigung aber damit begründete, daß der Geistliche so unauskömmlich besoldet sei, daß er der Liebesgaben der Gemeinden bedürfe.

Ist das aber nicht gerade der Begriff, den wir mit dem landläufigen Worte Trinkgeld verbinden: eine Gabe, die man giebt, weil man weiß: Derjenige, der uns einen Dienst erwiesen, wird, obwohl anderwärts dazu angestellt und besoldet, doch so unauskömmlich besoldet, daß er auf freiwillige Gaben angewiesen ist. Diese Gaben können unter Umständen so reichlich fließen, daß die Bedürftigkeit bald aufhört — wie es ja viele reich gewordene Kellner gibt —; oder der Geistliche ist von Haus aus vermögend; aber die feste Besoldung steht immer noch in keinem Verhältnis zu dem zu leistenden Dienst — das genügt und zwingt, unbekümmert um den persönlichen Wohlstand des betreffenden Halbbeamten, das Trinkgeld weiter zu zahlen. Und zwar liegt es in der menschlichen Natur, einem durch Pflichttreue und Begabung emporgekommenen Manne um eines gewissen Gefühls der Achtung und Anerkennung willen besonders gern und reichlich zu geben, ähnlich wie ein berühmter Arzt, wenn er auch thatsächlich im einzelnen Fall nichts Anderes oder Besseres geleistet, doch eine höhere Entschädigung erhält. So verbindet sich mit jenem ursprünglichen Gefühl der ausgleichenden Gerechtigkeit bisweilen ein höheres sittliches Gefühl der Dankesschuld und Ehrfurcht als Motiv der Gabe. Die Gabe wird immer nur insoweit unter den Begriff Trinkgeld fallen, als jenes erstere vorherrscht oder doch mitspricht.

Ich glaube nicht, daß bei den Liebesgaben der Gemeinde jenes Motiv der ausgleichenden Gerechtigkeit eine weitreichende Bedeutung hat. Damit fällt das Recht der Bezeichnung „Trinkgeld“ für sie hin, und wir sollten uns wohl hüten und schämen, ein solches Motiv, wo es sich findet, gutzuheißen oder gar auszustreuen. Wir haben unser Gehalt, und wenn wir darin den übrigen höheren Beamten noch nicht gleichgestellt sind, so wollen wir das tragen mit der Gesinnung des Apostels Paulus 1. Tim. 6 v. 6 ff., wollen uns einschränken, wollen Nebenverdienst suchen durch Nebenarbeit, so weit es geht, wollen meinetwegen auch nach Kräften eintreten für die schnellere Einführung einer besseren Besoldung — obwohl wir darauf nicht zu viel Kraft verwenden sollten —; aber wir wollen nicht die Abhilfe und den Ausgleich auf einem unwürdigen Wege suchen: wir wollen keine Trinkgelder haben.

* * *

Aber wir erhalten ja auch, wie wir schon sahen, im Allgemeinen keine Trinkgelder, sondern eben „Liebesgaben“, d. i. Gaben, die — ganz unbekümmert um die Bedürftigkeit des betreffenden Geistlichen — aus der Gesinnung ehrerbietigen Dankes fließen und dafür ein Ausdruck sein sollen. Sind solche „Liebesgaben“ denn auch unwürdige Einnahmen?

Zunächst müssen wir da über die Frage uns klar sein: Verpflichtet denn überhaupt der Dienst des Geistlichen zu einer Gesinnung der Dankbarkeit? Wird nicht mit der Zahlung der tarifmäßigen Stolgebühren oder in besonderen Fällen — d. h. bei den Wohlhabenden — einer darüber hinausgehenden Liebesgabe Alles erledigt und der Dank zur bloßen konventionellen Höflichkeit? Das können wir, glaube ich, keinenfalls zugeben. Der Dienst, den der Geistliche bei einer Amtshandlung durch Worte des Trostes oder der Weihe leistet, ist in einem wichtigen Punkte ein völlig anderer, als der Dienst, den sonst ein Beamter im Bureau oder im Gerichtssaal, im Krankenzimmer oder in der Schulstube seinen Mitbürgern leistet. Es liegt in dem Dienste des Geistlichen immer ein persönliches Moment teilnehmender Liebe. Der Rechtsanwalt muß wohl auch die persönlichen Verhältnisse seines Klienten genau prüfen und kennen, um dessen Interesse aufs beste wahrzunehmen. Aber er kann das thun, kann seinen Dienst vorzüglich leisten, ohne mit seinem

Herzen beteiligt zu sein, ohne persönliche innere Bewegung und Anteilnahme. Als Rechtsanwalt braucht er es nicht — wenn er es thut, dann thut er es als Mensch. Der Geistliche aber muß, um zu erbauen und zu fassen, immer aus bewegtem Herzen sprechen; es muß der Hörende merken: Hier redet Einer zu dir, der mitfühlt, mitträgt, mitbetet — oder aber der Dienst ist Trug und der Diener des Worts ein Betrüger, der sich vielleicht selber mit seinen schönen Worten betrogen hat, ein rechter Diener zu sein. Nein, wir geben, oder doch wir sollen mit jeder Predigt und jeder Amtsrede uns selber geben. Solch ein Dienst aber, wenn auch der Beruf uns dazu verpflichtet und dafür entschädigt, kann nicht durch Geld entgolten werden, sondern verpflichtet zu einer Gesinnung der Dankbarkeit.

Nun aber bleibt die Frage: Ist es unwürdig, was doch so natürlich ist, daß dieser Gesinnung dankbarer Liebe eine That dankbarer Liebe entspringt? Ich meine: so, daß mit dieser letzteren jene Dankesschuld nicht ausgelöst werden soll? — In abstracto und auf den Geber gesehen, werden wir sagen müssen: Nein. Was natürlich ist, ist hier auch berechtigt. Aber natürlich, d. h. in der menschlichen Natur begründet ist es auch, daß die Gesinnung des Dankes durch die That des Dankes erstickt wird. Wir Menschen leben eben von Natur viel lieber, als unter höheren, sittlichen Pflichten und Beziehungen, in dem bequemeren Schema einer äußerlichen, abmessenden und abzahlenden Gerechtigkeit, in das ja sogar die Dinge des Glaubens, das Verhältnis der Seele zu Gott von dem jüdischen und später von dem christlichen Scholastizismus hineingezwungen sind. Wenn wir von dem wirklichen Gemeindeleben offen und ehrlich reden, müssen wir zugeben: Die Liebesgaben sind selten, sehr selten Früchte am Baum der Dankbarkeit, vielmehr entweder es sind Früchte, an denen dieser Baum selber schon erstorben ist, oder — was leider wohl der häufigste Fall ist — sie sind der in der Gemeinde gewohnheitsmäßige Ausdruck einer Dankbarkeit, die nie als sittliche Gesinnung vorhanden war.

Wo ich Gebühren oder gar Uebergebühren empfing, habe ich, oft schon während der Amtshandlung, das Gefühl gehabt, zu Menschen zu reden, welche denken: „ich bin dir nichts" oder „ich werde dir nichts schuldig bleiben." Das ist ein unwürdiges, unerträgliches Verhältnis. Wir werden das nicht ändern, indem wir den Leuten Dankbarkeit predigen. Solange ein äußerer Entgelt möglich ist, wird er die Gesinnung beherrschen. Wir können es nur ändern, indem wir fest und freudig auf alle Einnahmen durch Stolgebühren oder Liebesgaben verzichten. Ersteres kann ja ohne ein Opfer unsererseits auf dem durch das Gesetz vorgesehenen Wege, Letzteres muß zu Gunsten christlicher Liebesthätigkeit geschehen.

Man wende nicht ein: Wenn die Leute überhaupt noch zahlen, wird bei ihnen immer das Gefühl vorherrschen: Wir sind Niemand Dank schuldig. Nein, ich meine und habe es erfahren: Wenn der Rendant nicht müde wird, bei der Einziehung der Stolgebühren darauf hinzuweisen, daß es eine Abgabe an die Kirchenkasse ist, und wenn der Geber der Liebesgabe gezwungen wird, selber einen kirchlichen Zweck zu ihrer Verwendung zu bestimmen, dann — mag immerhin Etwas von dem Stolz des „Niemand nichts schuldig sein" in dem Herzen haften bleiben — das Verhältnis zu dem Geistlichen wird ein reineres und besseres, ungetrübt auf persönlicher Achtung und Dankbarkeit ruhendes sein.

Wir wenigstens haben dann gethan, was wir konnten, und können mit reinen Händen und freiem Herzen dastehen: wir sind Beamte, ausgebildete und geprüfte, berufene und besoldete Beamte — wenn das für den sektiererischen Geist ein Anstoß ist, dann wissen wir, daß das ein falscher Geist ist, aber wir wollen im Einzelnen der Gemeinde nicht um Geld dienen. Das ist unwürdig und führt zu unwürdigem Verhältnis. Der Heiland that es auch nicht. Gewiß sind ihm auch Opfer dankbarer Liebe zugeflossen. Denn er hatte ja „Einen, welcher trug, was gegeben ward." Aber aus dieses Judas' Munde selber wissen wir, wozu es verwandt ward Joh. 12 v. 5 — zum Geben an die Armen — und die Antwort des Herrn v. 8: Arme habt ihr allezeit, bestätigt das. Sollte es bei uns nicht auch so sein? Oder sind die Mittel der Gemeinde auch nur zur Linderung der Not in ihrer eignen Mitte schon auskömmlich?

So wende ich mich mit diesen Zeilen an die Gemeinden und Amtsbrüder in der Nähe und Ferne, ob nicht aus der Zahl der Selbstsüchtigen und Vorsichtigen ein stiller Kreis von Gleichgesinnten und Gleichhandelnden sich finden und erweitern möchte. Der Einzelne kann es nicht schaffen. Aber wenn nur ein Zehntel, ein Zwanzigstel vorangeht in einer guten Sache, dann müssen die Andern, ob auch widerwillig, folgen. Das ist das Gericht des Guten, das sich durchsetzt, weil es stärker ist als die Menschen.

Tribukait

Welt und Zeit

Dritte Reihe

Gedächtnis

Ein gut Gedächtnis, zweifelsohne,
Ist Jedermann zu gönnen,
Und doch sinds klägliche Patrone,
Die nicht vergessen können!

Größenwahn

Schwer ist Hochmut zu besiegen.
Manchem Lümmel, wie ihr wißt,
Ist es schon zu Kopf gestiegen,
Daß er ein Hallunke ist.

Leider

Lange lebt im Volksmund fort,
Was dem Spotte Nahrung bot,
Und ein einzges Thorenwort
Schlägt oft hundert kluge tot!

Klugheit

Die auf einander mit Fingern deuten,
Das sind die Thoren, die hitzigen, raschen;
Kluge werden vor fremden Leuten
Nie ihre schmutzige Wäsche waschen.

Ehrlicher Kampf

Bekämpf den Gegner frank und frei —
Dem Redlichen wirds glücken;
Doch komm ihm hübsch von vorne bei
Und schone seinen Rücken!

Nachsicht

Bei den Fehlern großer Geister
Müßt ihr nicht gleich Zeter schrein:
Schlüter blieb ein großer Meister,
Stürzt ihm gleich der Schloßturm ein!

Allzukorrekt

Friedrich der Große pflegte zu sagen:
„Mein Bruder hat seit den Kindertagen
Niemals einen Fehler gemacht —
Drum gewinnt er auch keine Schlacht!"

Macht des Erfolgs

Ob leicht dein Werk, ob voll Gefahr —
Gleichviel! Es muß dir nur gelingen,
Denn der Erfolg wird immerdar
Das Herz des süßen Mob bezwingen!

Vorbild

Wenn du, o Freund, mit dem Volke schmollst
Und den begehrlichen Massen grollst,
Weil sie über den eignen Interessen
Ganz die Rechte der Andern vergessen —
Sag dann, du Guter, doch sag mit Bedacht:
Hast du's nichti hnen erst vorgemacht?

Oben und unten

Es drückt sich unsres Denkens Spur
Gar tief ins Hirn der Massen:
Des Volkes Weltbild zeigt uns nur,
Wie wir die Welt erfassen.

N.

Verschiedenes

Am 18. Januar wird in den Kirchen des preußischen Staates das zweihundertjährige Jubiläum des preußischen Königtums gefeiert werden. Nicht zwar in allen Kirchen, sondern nur dort, „wo die Verhältnisse des Ortes oder der Gemeinde die Abhaltung eines besondern Gottesdienstes thunlich erscheinen lassen." So hat man glücklicherweise der Wiederkehr von Vorgängen, wie sie die Feier des hundertjährigen Geburtstags Kaiser Wilhelms verunzierten, vorgebeugt. Wir gehören nicht zu denen, die sich von der Feier des heurigen Erinnerungstages auszuschließen einen Grund hätten. Das preußische Königtum ist durch eine wunderbare Fügung der Geschichte die Vormacht des Protestantismus in Deutschland geworden, und mit seinem Aufsteigen sind die Geschicke des Protestantismus aufs engste verknüpft, wie es anderseits eben dadurch bedingt war, daß es sich der lutherischen Staats- und Weltanschauung zu eigen gegeben hatte. Gestalten wie die des Wegbereiters der Monarchie: des großen Kurfürsten, Friedrichs des Zweiten und des alten Kaisers sind uns eben deshalb so lieb und wert, weil sich in ihnen der protestantische Charakter des Staates, dessen Führer sie waren, ausprägt, in einem Jeden nach anderer Art. Und wieder: die dunkeln Blätter in der Geschichte dieses Königtums (sie fehlen wahrlich nicht): sie lehren Jedem, der sehen will, daß Gefahren und Verfall immer dann kamen, wenn Ideen und Ideale Macht gewannen, die mittelalterlichen und wälschen Ursprungs waren. Daß das preußische Königtum doch immer wieder aus mancherlei Verirrung zurückkehrte zu seiner eigentlichen Bestimmung, dem angestammten Volke sein Recht zu schaffen und zu wahren, romantische Träume abschüttelte und aus der rauhen Wirklichkeit die Weisung der Wege entnahm, die es zu gehen hatte, das ist seine Größe und wahrlich Grund genug zu dankbarer Feier.

Aber ob diese Feier nicht einer verlebten Größe gilt? Das alte preußische Königtum, das wir ein Recht haben, „protestantisch" zu nennen, ist zum deutschen Kaisertum geworden — hat es nicht damit auch sein Wesen von Grund aus geändert? Das deutsche Reich ist nicht, wie der brandenburgisch-preußische Staat, protestantischen Charakters. Manche Erscheinung der Gegenwart könnte einem die Frage nahelegen, ob es nicht eher eine Erneuerung des alten heiligen Römischen Reiches ist oder doch zu werden beginnt. Jedenfalls kann nicht geleugnet werden, daß die deutschen Kaiser als solche zum Protestantismus ein viel loseres Verhältnis haben, als die alten preußischen Könige. Und wie könnte man verkennen, daß dies naturnotwendig auch auf das innere Leben des preußischen Staates und auf die Staatsauffassung der Träger der Krone zurückwirkt, daß Gefahr droht, der Ultramontanismus werde für die Dienste, die er dem deutschen Kaiser leistet, von dem preußischen König Lohn einfordern und erhalten? Wenn der Jubiläumstag des preußischen Königtums doch allerorten den Mut weckte, solchen Befürchtungen grade ins Gesicht zu sehen und dagegen anzugehen, und das Pflichtgefühl stärkte, der Zukunft des Vaterlandes das beste Erbe der Vergangenheit zu wahren, nämlich den Schatz der Reformation! E F

Kleine Mitteilungen. Auch die Deutsche Revue hat nun eine Korrektur ihres Missionsaufsatzes von Herrn von Brandt gebracht. In ihrem Januarheft schrieb Professor Kamphausen in Bonn Abschließendes über „die christliche Mission und die jetzigen Wirren in China." Auf die konfessionelle Seite dieser Frage hat sich Niemand gewissenhafter und urkundlicher eingelassen als der Pfarrer em. Horbach in Marburg. Seine erste in Gütersloh erschienene Denkschrift (Offner Brief an Herrn Bischof von Anzer) ist in Nr. 47. d. v. J. von berufener Seite gewürdigt worden. Jetzt hat eine Bachemsche Reichstagsrede und die Haltung der Kölnischen Volkszeitung eine neue Streitschrift desselben Verfassers hervorgerufen: Bischof von Anzers China-Mission in ihren Beziehungen zur Politik. Aktenmäßige Darlegungen nach den Aussagen des Bischofs und seiner Missionare. (Marburg, Spieß 1901. 24 S. 15 Pfg.) Die mit äußerster Gründlichkeit geführte Untersuchung ergiebt den Schluß: Die von Anzer „als Missionslebensfrage geforderte und der Missions-Sühneforderungen wegen erfolgte Besetzung von Kiautschou war — nach Anzers eigner Aussage — der erste und bedeutendste Grund der Verfolgung und Zerstörung seiner Mission im Jahre 1899." Das öffentliche Interesse der Horbachschen Feststellungen wird auch dem Gleichgiltigsten deutlich werden, wenn er hierzu vergleicht, daß nach einem langen vom Temps veröffentlichten Interview des soeben aus China zurückgekehrten Bischofs Favier „die ganze Schuld an dem Boxeraufstand" auf die Deutschen fällt. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Mittwoch 30. Januar 8 1/4 Uhr im Achtermann: Die Hauptgedanken der Predigt Jesu (nach Harnack, Wesen des Christentums S. 32—50).

Hannover. Mittwoch 6. Februar 5 Uhr in Wachsnings Hotel: Das Evangelium und das Bekenntnis.

Leipzig. Donnerstag 17. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Wie ist über die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen zu urteilen? (Guthe.)

Magdeburg. Mittwoch 23. Januar 3 Uhr im blauen Elefanten, Ecke Kaiser- und Hasselbachstraße, nicht im Stadtmissionshause: Bibelwissenschaft und Religionsunterricht nach dem Vortrag von Kautzsch.

Osnabrück. Freunde der Christl. Welt aus Osnabrück und weiteren Umgebung werden gebeten ihre Adresse Herrn Pastor Dr. Pfannkuche in Osnabrück mitzuteilen.

Heute morgen um sieben Uhr entschlief sanft im achtundsechzigsten Lebensjahre mein Vater

Georg Wilhelm Schiele

Pastor zu Oberboernecke, nach langem Leiden.

Boernecke, Kr. Aschersleben, den 12. Januar 1901

Friedrich Michael Schiele, Lic. theol.

Für die hiesige **Privatschule** suche ich zum **15. April** einen tüchtigen **cand. theol.** oder **min.** als **1. Lehrer.** Gehalt: 1100 M. u. freie Station außer Mittagessen. Meldungen nebst Zeugnissen und Empfehlungen werden erbeten an

Pastor **Thielbörger**, **Warstade, Hannover.**

Soeben erschienen:

Im Kampf um Gott u. um das eigene Ich

Ernsthafte Plaudereien von **Karl König**

Inhalt: 1. Gemaltes und wirkliches Leben. — 2. Gott und die Idee der besseren Welt — 3. Das Uebel an sich — das Uebel für mich. — 4. Sünde. — 5. Die Tragik in Gott und ihre Lösung im Menschen. — 6. Der Glaube der Seele an sich selbst. — Masse und Ich.

Preis hübsch gebunden M. 1.50

Durch alle Buchhandlungen oder den Verlag **Paul Waetzel, Freiburg i. B. u. Leipzig**

Junger, kräftiger, leistungsfähiger **Theologe**, seit 3 Jahren ordiniert, sucht Stellung im **Auslande** (geistliches oder Lehramt). Offerten, Winke und Ratschläge unter H. R. 182 an Exped. d. Chr. W. erbeten.

Als Lehrling

suchen wir für Ostern unter sehr günstigen Bedingungen strebsamen jungen Mann.

Buchhandl. Alfred Lorentz, **Leipzig**, Kurprinzstr. 10

Um einem **cand. med.** den Abschluß seines Studiums zu ermöglichen, suche ich noch vier Herren, die sich auf ein halbes Jahr zu monatlicher Zahlung von **20 M.** bereit erklären.

P. U. in H. durch den Verlag.

Ostern 1901

finden einige junge Mädchen Aufnahme im **Familienpensionat** von **Frau Oberpfarrer Naumann, Schwarzenberg** i. Erzgeb.

Gesucht ein Kandidat als Lehrer!

An der hiesigen Privatknabenschule (Ziel Untertertia) wird zu Ostern, event. 1. Mai d. J. die erste Lehrerstelle vakant, nachdem der bisherige Inhaber 2 Jahre hier gewesen ist. Gehalt 1500 Mk. Gelegenheit zu Nebenverdienst durch Privatstunden. Nähere Auskunft erteilt der zeitige Leiter, Hr. **cand. min. Schünemann** hierselbst.

Meldungen mit Lebenslauf und Befähigungsnachweis sind baldigst an den Unterzeichneten zu richten.

Carolinensiel (Ostfrsld.), 9. Januar 1901

Der Vorstand
J. Buß, Pastor

Für den Konf.-Unterricht

Bei **Hellmuth Wollermann** in **Braunschweig** erschien:

Brief über die Konfirmation

Seelsorgerischer Brief des konfirmierenden Pastors an die Eltern, Vormünder 2c. der Konfirmanden.

10 Pf; 25 St. M. 2; 50 St. M. 3,50; 100 St. M. 5; 1000 St. M. 45.

Probeexemplar kostenlos

Absatz bisher über 40 000 Exemplare!

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. B.

Gertrud Prellwitz

Weltfrömmigkeit und Christentum

—.80 Pfennig

Oedipus

oder

Das Rätsel des Lebens

Tragödie in 5 Akten
elegant broschiert Mk. 3.—, hochfein gebunden Mk. 4.—

Zwischen zwei Welten

Eine Weltanschauung im dramatischen Bilde

elegant broschiert Mk. 3.—, hochfein gebunden Mk. 4.—

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**, evang. Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste 1272.

Kommissionsverlag: Erzherzogliche Hofbuchhandlung **W. Fröhlich** in **Bielitz** und **Leipzig**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)

Inhalt: Artikel über kirchenpolitische, interkonfessionelle, religionsgeschichtliche, theologische und andere Zeitfragen. — Regelmäßige Berichte über die evangelische Bewegung in Oesterreich. — Bilder aus der Geschichte und dem kirchlichen Leben der evangelischen Gemeinden Oesterreichs. — Nachrichten aus dem Ausland. — Verschiedene Mittheilungen. — Bücherschau 2c.

Probenummern sind kostenlos bei der Verwaltung des Blattes erhältlich.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco**
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Antiquar. Conversations-
Lexikon **Brockhaus**, 17 eleg. Hlfzbde, neueste Aufl. 1897. (170.—) Wie neu! **85.00**
Dienet einander. Homilet. Zeitschrift 1894—98. (15.—) **7.00**
Neander, Apostelgeschichte. 5. A. 1862. (9.—) . **1.50**
— Gesch. d. christl. Rel. u. Kirche. 4. A. 9 Bde. (45.—) **10.00**
Tholuck, Lehre v. d. Sünde. 8. A. Geb. (5.50) . . **1.50**
— Predigten. II III. (10.—) **2.00**
— Bergrede ausgelegt. 5. A. 1873. (7.20) **1.40**
— Psalmen ausgelegt. 2. A. 1873. (12.—) . . . **3.00**
Ullmann, Sündlosigkeit Jesu. 7. A. 1863. Geb. (5.50) **1.60**
— Reformatoren v. d. Reform. 1866. (14.—) . . . **2.00**

Meist ungebraucht und wie neu bei
Krüger & Co., Leipzig IX.
Bücher-Ankauf u. Lieferung coulant! Katalog XXIII: Theologie (2607 Nos.) **gratis.**

Zur gefälligen Beachtung!

Freunde der Textbibel des Alten und Neuen Testaments

von **Kautzsch** und **Weizsäcker**,

insonderheit Lehrer, werden gebeten, sich wegen der Preisfrage des Werkes an die Verlagsbuchhandlung zu wenden, welche die ihr zugehenden Ratschläge prüfen und sich alsdann mit den Herren Mitarbeitern ins Benehmen setzen wird, um eventuell einen billigeren Ladenpreis der „Textbibel“ zu ermöglichen.

Für die verursachte Mühe dankt im voraus bestens

der Verlag der „Textbibel“
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Shanghai

Pfarrer **Lic. Hackmann** gedenkt am 30. September d. J. seine alsdann 7 jährige Thätigkeit in Shanghai als Pfarrer der dortigen Gemeinde und Leiter der deutschen Schule aufzugeben. Die Gemeinde wünscht wiederum einen Theologen von gründlicher wissenschaftlicher und guter allgemeiner Bildung, tiefer religiöser Wärme und selbstloser Hingabe an sein Amt. Wahlfähigkeit für ein Pfarramt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Da die erste Einlebung in die dortigen Verhältnisse völlige Freiheit verlangt, so empfiehlt es sich, daß der Pfarrer wenigstens für ein bis zwei Jahre unverheiratet bleibt. Die Verpflichtung lautet auf sechs Jahre; doch wäre eine längere Amtsthätigkeit erwünscht. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den Unterzeichneten, der auch auf Anfragen gern nähere Auskunft erteilt, bis zum 15. Februar einzusenden.

Berlin, den 15. Januar 1901

Der Zentralvorstand des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
J. V.: **Dr. Aug. Kind, Berlin W,** Kronenstr. 70.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg